

Freunde der Monacensia e. V. **Jahrbuch 2009**

Herausgegeben von Waldemar Fromm und Wolfram Göbel
unter Mitarbeit von Gabriele Förg, Kristina Kargl und
Elisabeth Tworek

aliteraverlag

Redaktion: Kristina Kargl

BILDQUELLEN:

Amt für Landschaftspflege und Grünflächen der Stadt Köln: 152; Helene Kahl: 179; Kristina Kargl: 185; Monacensia: Umschlagfoto, 85; 124, 137, 143, 156, 162, 165 f., 172; Milly Orthen: 127; Detlef Seydel: 153, 154, 160; Urheber nicht zu ermitteln: 137

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.* unter www.monacensia.net

Juni 2009

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2009 Freunde der Monacensia e. V.

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISSN 1868-4955

ISBN 978-3-86906-038-5

Grete Weil

Der Weg zur Grenze¹

Grete Weil tauchte Ende September 1943 in Amsterdam unter und entkam so der Deportation. In ihrem Versteck stand nicht mehr der tägliche Überlebenskampf im Vordergrund, sie musste vielmehr auf engem Raum mit ihren Mitbewohnern auskommen und Beschäftigung finden. So entstand 1944 der 238 eng beschriebene Manuskriptseiten umfassende Roman *Der Weg zur Grenze*. Der Prosatext ist »Edgar Weil, ermordet am 17. September 1941 im Konzentrationslager Mauthausen« gewidmet. Auf Grete Weils Wunsch wurde der stark von ihrer Beziehung zu Edgar Weil inspirierte Roman nie veröffentlicht.

Zum Inhalt: Monika Merton erzählt im Februar 1936 während eines Aufenthalts in einer Schihütte dem jungen Lyriker Andreas von Cornides ihre Liebes- und Leidensgeschichte. In konventioneller Form berichtet sie von ihrer Beziehung zu Klaus Merton und von dessen Ermordung im KZ Dachau. Der Ausflug ist ihr Abschied von Deutschland, denn sie muss wegen ihrer Arbeit für den Widerstand über die Grenze nach Österreich fliehen. Andreas, der sich zuvor nicht viel um Politik gekümmert hat, wird durch ihren Bericht so verunsichert, dass er unschlüssig die Grenze entlangfährt und von einer SA-Patrouille erschossen wird. Monika gelingt die Flucht.

In der hier leicht gekürzt wiedergegebenen Passage werden die Wochen nach Klaus Mertons Verhaftung im Herbst 1934 geschildert.

¹ Das maschinenschriftliche Manuskript wird in der Monacensia aufbewahrt. Der hier abgedruckte Auszug (Seite 217–226 mit Kürzungen) wurde in der Veranstaltung *radioKultur in der Monacensia – Exil* (Pre-Hearing des Features *Deutschland war ebenso kaputt wie ich selbst* und Werkstattgespräch mit der Autorin Lisbeth Exner und Gabriele Förg, Redaktion Hörbild und Feature) am 22. Mai 2007 von der Schauspielerin Doris Schade gelesen. Der Erstdruck folgt in Orthografie und Interpunktion dem Manuskript. Auslassungen und Ergänzungen sind durch [] gekennzeichnet, »ue« wurde der besseren Lesbarkeit halber durch »ü« ersetzt. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Michaela Schenkirz.

Der Weg zur Grenze

»Haltung[«] ist ihr Lieblingswort geworden, sie übt sie mit zäher, krampfhafter Verbissenheit und wahrt sie auch in dem Augenblick, in dem ihr der alte Balthasar einen Brief in die Bibliothek bringt. Sie legt das Couvert auf die flache Hand und sagt mit stark bewegten Lippen, dass er es gut begreifen kann: »Von meinem Mann« und er nickt mit ernstem Gesicht.

Es ist ein billiger, grüner Briefumschlag und Monika liest, bevor sie ihn öffnet den Auszug aus der Lagerordnung, der auf das Enveloppe gedruckt ist und besagt, dass die Schutzhaftgefangenen nur einmal im Monat Post empfangen dürfen, nicht mehr als 15 Zeilen auf einer Seite, dass sie Zeitungen im Lager bekämen und sich in der Kantine alles kaufen könnten, weswegen es verboten sei, Pakete zu schicken; ferner, dass es zwecklos wäre, Anträge auf Freilassung an den Kommandanten zu stellen.

Klaus Schrift ist klar und zügig wie immer, Monika fährt gierig liebkosend nach wie er ihren Namen geschrieben hat [...]. Sie betrachtet den Absender.

Den Dokortitel hat er weggelassen, dafür steht hinter seinem Namen die Häftlingsnummer, es ist 1418, eine gute, runde Zahl, – sie achtet jetzt auf all diese Dinge und legt ihnen ein übergrosses Gewicht bei.

Noch immer hält sie den geschlossenen Brief in der Hand; längst hätte sie den Inhalt schon wissen können, doch sie zögert und je länger das Warten dauert, desto mehr flösst ihr das Schreiben Vertrauen und Zuversicht ein.

Endlich geht sie zum Schreibtisch und öffnet es, ganz gegen ihre Art sorgfältig mit einem Messer. Es sind zwei beschriebene Seiten, an einer Stelle hat der Zensor drei Zeilen herausgeschnitten.

Doch sie liest noch immer nicht. Mit grossen Schritten läuft sie durch den Raum und spielt mit sich selbst das quälende und süsse Spiel, das sie sich schon vor Tagen erdacht hat: Dass Klaus dort drüben bei den Büchern steht und sie mit ihm spricht.

»Ich habe einen Brief bekommen«, sagt sie ihm und er lächelt sonderbar; abwesend und hinterhältig, wie er es jetzt manchmal tut: »So lies ihn doch!«

So setzt sie sich auf die Treppe und hebt das Blatt zu den Augen.

Der erste Satz ist schwerer Dreiklang aus Liebe, Sehnsucht und Tod;

der zweite lässt das Thema nicht mehr fallen, aber der Tod deckt jetzt alles andere zu und noch bevor [s]ie den Inhalt ganz versteht, – denn Klaus hat sich einer vielfach gewundenen Sprache bedient, die ausser ihr niemand begreifen soll – weiss sie, dass er an nichts anderes gedacht hat in der Stunde des Schreibens und in den vielen Tagen vorher, als an die bittere Notwendigkeit ihr zu sagen, dass er sterben wird. [...]

Was dann noch folgt ist Bitte um Hilfe [...], Gruss an andere Menschen (die aufgezählten Namen sind herausgeschnitten, da man sie wohl für einen Code gehalten hat), ist Beteuerung von Kraft und Willen zum Leben.

Stundenlang bleibt Monika auf den Stufen hocken und sieht ohne etwas aufzunehmen ins Leere. Dann endlich reisst sie sich zusammen. [...]

Sie zieht Linien auf einem Papier (fünfzehn Zeilen darf die Seite haben), sie malt, bedrückt von der ungewohnten Einteilung langsam und unbeholfen wie ein Schulkind Buchstaben auf Buchstaben, damit ihre nervöse, schwer lesbare Hand auch für das primitivste Auge schnell zu deuten ist. Zugleich mit der äusseren Einengung setzt auch die innere ein, ein feindlicher Dritter hört ihrem Gespräch zu und eigentlich ist ihr die Gegenwart des Gefängniswärters gar nicht so unerwünscht, denn sie sagt ohne es selbst zu wissen lauter Lügen und weil ein anderer dabei ist braucht sie sich nicht zu schämen. Sie erzählt von greifbaren Hoffnungen, von hilfsbereiten Menschen, von der festen Überzeugung bald am Ziel zu sein. Sie beschreibt ihre Tage und ihre Nächte in der flüssigen Form des gewandten Briefschreibers und lässt die Tränen unerwähnt. Ganz zum Schluss, in den letzten paar Zeilen bricht die Schrift aus, da stammelt sie arme, schluchzende Worte der Liebe und wie sie den Brief noch einmal überliest, erkennt sie schauernd, dass sie verzweifelt, aber die einzig wahren sind. Doch fehlt ihr der Mut von vorne zu beginnen, sie lässt das Geschriebene, wie es dasteht und schliesst das Couvert hastig und mit schlechtem Gewissen. [...]

Balthasar meldet auf der kleinen Schiefertafel, die er immer bei sich trägt »einen jungen Mann aus Frankreich« an [...].

Es ist Raymond, der Kamerad von jener lebendig-schönen Küste, zu der die Gedanken so oft zurückgehen und er sieht immer noch aus wie ein Oxford-Student, mit dem begehrlchen Mund und der kleinen Stupfnase. Nur die kurzsichtig zusammengekniffenen Augen haben einen warmen und gar nicht mehr jungenhaften Blick.

[...] Er will helfen und glaubt mit der strahlenden Naivität des Ungehetzten an den Erfolg. [...]

Die Bedenken und Hemmungen, die vielen Wenn und Aber, mit denen sich [...] unermüdliche Freunde wie Freiberg herumschlagen, existieren nicht für Raymond, er ist siegessicher, furchtlos und am Ende haben Mut und Unbefangenheit, hier wie überall auf der Welt Erfolg. Er lässt nicht locker, er bohrt und dringt bis zum Polizeipräsidenten und dem Stadthalter vor. Ein junger französischer Arzt, mit vielen Empfehlungsschreiben versehen steht vor den Gewaltigen und versichert mit unnachahmlichem Reinen-Toren-Lächeln, dass er zu einer Gruppe von Intellektuellen gehöre, die mit dem neuen Deutschland sympathisiere. Man sei für Verständigung, aber natürlich nicht auf demokratisch-liberaler Basis, denn die bedeute ja nichts als Schwäche, nur der Starke könne in schöner, freier Entscheidung sich den Nachbar zum Freund wählen. Diese Phrasen bringt er ohne zu zögern in seinem geschliffenen Französisch oder holpernd in Deutsch, wie es gerade gebraucht wird, zur Anwendung.

Erst am Ende einer Unterredung erwähnt er ganz nebenbei, dass ein guter Freund von ihm in Dachau sitzt, eigentlich aus keinem andern Grund, als weil er Jude ist.

Er sei gerade kein Philosemit, fügt er mit schlauem Augenzwinkern hinzu, aber in Frankreich denke man nun einmal nicht so radikal in der Rassenfrage. Es wäre ja auch schwer die Kinder Israels von den Romanen zu unterscheiden. [...]

Und er bricht in fröhliches Lachen aus, in das der Deutsche einstimmt.

Auf einen Juden mehr oder weniger kommt es nicht an, wohl aber darauf, sich einige Jahre noch die französische Jugend in dem angenehmen Schlafzustand zu erhalten, in dem sie gegen alle Aufrüstung und Kriegsvorbereitungen blind und taub zu sein scheint. Von verschiedenen Seiten verspricht man Raymond, dass Klaus in den nächsten Tagen freigelassen wird. [...]

Das Glück ist noch nicht ganz zu fassen. Monika geht schwindlig, benommen gegen Abend durch die Stadt, deren Schaufenster schon weihnachtlich geschmückt sind. Sie erlebt das Wunder, dass sie wieder sehen, sich für Dinge interessieren, den Menschen ins Gesicht blicken kann.

Es wird nicht mehr lange dauern, bis Klaus neben ihr geht, bis sie Arm in Arm durch die Strassen streifen. [...] Monika lächelt vor sich hin.

Über einer Barockkirche sieht sie ein Stück schwarzen Himmels und auf einmal bleibt sie wie angewurzelt stehen. Gestalten bewegen sich in dem Ausschnitt zwischen den beiden Türmen, so als wäre dort die Leinwand eines Freilichtkinos gespannt. Es ist unscharf eingestellt, fünf oder sechs oder zehn Männer sind zu einem Haufen geballt und schieben sich bald vor un[d] bald zurück, völlig lautlos und doch mit der verbissenen Intensität eines Kampfes auf Leben und Tod.

Langsam verschwinden sie und wie eine Überblendung in Grossaufnahme erscheint auf der Himmelsleinwand riesig und scharf Klaus Kopf und sein Gesicht trägt den enthusiastischen Ausdruck der Liebe, des Rausches. Über seiner breiten Stirn aber liegt nicht wie sonst das schöne, schwarze Haar, sein Schädel ist nackt und blutet aus vielen Wunden.

Monika weiss, dass man den Sträflingen in den Konzentrationslagern die Haare abschert; sie hat dies Wissen zurückgedrängt, vergessen, ausgelöscht, bis sie es hier jäh und schrecklich wiederfindet. Die Knie werden weich, sie kann nicht gehen, sie starrt in den Himmel und plötzlich lacht sie, heiser und bellend, die Vorübergehenden schauen sie verwundert an, sie ist verrückt und es wird keinen Augenblick mehr dauern, bevor sie zu schreien beginnt. Aber noch ist die Scham der Zivilisation vor dem Ausbruch des Herzens in ihr lebendig, mit letzter Kraft schleppt sie sich fort. Der Hut drückt, sie reisst ihn vom Kopf, der kalte Wind fährt in ihr dichtes Haar und zerrauft es, sie verliert ihre Handschuhe und wird es nicht einmal gewahr. Da sie irgend etwas vernichten muss, dreht sie die beiden Knöpfe von ihrem Mantel und wirft sie fort.

Eine halbe Stunde später wird sie, zitternd vor Kälte, mit verwirrtem Haar und blaurot gefrorenen Händen von Balthasar eingelassen. [...]

Da sie sich längst an Pulver gewöhnt hat, nimmt sie die doppelte Dosis und kriecht, gebeugt wie eine Schwerkranke, ins Bett.

Sie zwingt sich zu denken: In ein paar Tagen ist Klaus hier. Aber die Freude kommt nicht mehr zurück.

Sie erwacht am späten Vormittag. Balthasar hat ihr das Frühstück ans Bett gestellt. Schlaftrunken fährt sie in die Höhe und sieht auf dem silbernen Tablett neben sich einen Brief.

Sie nimmt ihn und buchstabiert mühsam, als würde sie eben lesen lernen, die Worte, die da in ihrer eigenen Schrift geschrieben stehen: »Klaus Merton, Nr. 1418, Konzentrationslager Dachau.« Mit zwei dicken blauen Strichen hat man diese Adresse durchkreuzt und mit

dem Stempel »An Absender zurück« versehen. Darüber aber steht, mit Rotstift in einer ungelinken Hand geschrieben: »Unbekannt.«

Einmal hatte Monika sich bei Meister Höllriegel den eisernen Hebel einer Bildpresse an die Stirn geschlagen und dabei in dumpfem Schreck gedacht: Mein Kopf ist entzwei. Wie sie dann aber gewahr wurde, dass sie nicht zu Boden fiel, ging sie taumelnd durch das ganze Zimmer zum Fenster. Erst dort strömte das Blut und überschwemmte ihr in einer Sekunde das Gesicht mit heisser Feuchtigkeit.

Genau so ist es wieder. Sie hält den Brief, mit dem plump geschriebene[n] »Unbekannt« in der Hand und ist zu Tode erschrocken. Jetzt ist es aus mit mir, sagt sie sich und zieht die Nachttischschublade auf in der viele und starke Schlafmittel liegen. Es ist eine ganz mechanische Bewegung, so wie man den Arm hebt um sich gegen einen Schlag zu schützen. [...]

Monika kreist um das schwarze Loch des Schmerzes und sinkt noch nicht in den dunklen Abgrund, weil der Rausch des Nichtbegreifens sie trunken macht. Kopfüber in die Tiefe stürzt erst der Nüchterne, der mit klaren Sinnen das Unheil erfasst un[d] zu gleicher Zeit erkennen muss, dass die Trauer des menschlichen Herzens nicht ausreicht um die Leere zu füllen.

Freiberg tobt als er nach Hause kommt und schreit unbeherrscht den wie lauschend dastehenden Balthasar an, weil er Monika den Brief ausgehändigt hat. [...]

»Ich glaube, ihr habt alle den Verstand verloren«, sagt Raymond. »Das ganze ist natürlich ein Irrtum, eine unverzeihlich grausame Schlamperie, die aber schliesslich in jeder Verwaltung vorkommen kann. Die Herren genießen sich nicht zu sagen, wenn jemand tot ist.«

Er hat trotz all seiner Zeitungsweisheit keine Ahnung wie gut die Organisation bei den Deutschen ist, auch wenn es sich um Folterkamp und Liquidation von Menschen handelt. Das Konzentrationslager Dachau verfügt über eine Schreibstube mit sorgfältig geführter Registratur [...].

Monika schweigt. Sie mag den Freunden nicht sagen: »Lasst mich in Ruhe« [...].

Sie liegt meist im Bett und wendet den Kopf nicht mehr um die Bäume zu sehen. Manchmal geht sie durch den Garten. Doch nur wenn es dunkel ist. Sie zieht die Finsternis um sich wie einen schwarzen Schleier. Ihre Augen, die [...] genau wie die von Klaus die Welt geliebt haben, wollen nicht mehr schauen.

Die wenigen Stunden, die sie am Tage auf ist, verbringt sie in der Bibliothek. [...] Sie streicht scheu und heimatlos zwischen den Regalen hin und her, zieht einen Band heraus, liest ein paar Zeilen, aber alles, jedes Wort, jeder Gedanke erinnert sie an Klaus. Das hält sie genau so wenig aus wie den Anblick seiner Bilder, die sie immer bei sich trägt und nie aus der Tasche zieht. Verzweifelt und ungeduldig stellt sie den Band an seinen Platz zurück. [...]

Die Tage kommen und gehen. Die Zeit verrinnt, sie weiss es kaum.

Zwei Wochen, nachdem der Brief zurückgekommen ist, sitzt sie in der Bibliothek. Da tritt Freiberg ein und hält eine Karte in der Hand. Sein Gesicht ist weiss wie die Wand.

Monika hebt den Kopf. Sie sieht ihn an und versteht. Nichts anderes ist geschehen, als dass alle jetzt wissen, was sie schon lange weiss, aber ihre Hände ballen sich zu Fäusten und schlagen gegen den Kopf und während sie sich mit einem grässlichen Aufschluchzen in den Abgrund des Schmerzes wirft, hört sie über sich, weit entfernt, Freibergs tonlose Stimme sagen:

»Ja, Monika, er ist tot.«